

# Gedanken zur Sprachlosigkeit

**DINAH EHNTS**



Manchmal gehen die Worte verloren, noch bevor es sie gab. Sie bleiben mit der Stimme im Hals stecken und plötzlich zittert der Atem, droht unter den Buchstabenklumpen zu ersticken, bevor sie sich in unserem Keuchen auflösen. Alles was wir sagen können, wollen, müssen, es verlässt nie unsere Gedanken - wenn es überhaupt noch den Weg dorthin gefunden hat. Es bleibt nichts als die Sprachlosigkeit. Und darin mehr als wir ausdrücken können.

Sie ist ein Gefühl, ein schrecklich schöner Schauer. Schmerz und Glück sind darin gleißend, gleichsam unerträglich und mit nichts vergleichbar. Wie ähnlich Schönheit und Schrecken einander doch sind, in ihrer Unaussprechlichkeit, und wie ähnlich wir in diesen Momenten einander sind, wenn wir blind vor Licht oder Dunkelheit auf unsere Grenzen stoßen. Das ist vielleicht das Unerträglichsten daran. Und das Menschlichste. Denn der Grund ist simpel: Wann immer uns etwas sprachlos macht, so hat es uns überstiegen. Die Welt kann sprachlos machen, wunderbar und schmerzlich. Im Anfang ist das Erstarren der Worte und der Zeit, im Augenblick des Unfassbaren. Die Gedanken übervoll oder hallend vor Leere. So machtlos, so ausgeliefert. Dann trennt sich das Empfinden. Wir erleben Rausch, Taumel, Erlösung. Oder wir erleben Lähmung, Schock, Entsetzen. Es macht sprachlos wenn wir Menschen sehen, die sich aufopfern oder die andere opfern, die ihr Leben für die Menschen geben oder ihnen ihre entreißen. Eine Geburt und ein Todesfall, so alltäglich, so menschlich, so viel größer als wir. Das Schönste und Schrecklichste dieser Welt findet gleichsam Ausdruck in der Sprachlosigkeit, in unserer Sprachlosigkeit und wenn wir sie in solchen Momenten nicht als Schwäche und Scheitern betrachten sondern als das Erleben des nahen, ungefilterten Lebens, dann sind wir in diesen wahrhaft lebendig.

So wird die Sprachlosigkeit zur Trägerin einer Lebendigkeit, nach der wir uns aus tiefstem Herzen sehnen. Wir suchen sie in dem Ausblick vom Eiffelturm über die Dächer von Paris, oder von den Gipfeln der höchsten Berge über verschneite Täler, in dem Anblick von Kathedralen und Pyramiden, die den Himmel berühren, in einer Begegnung mit dem einen Menschen, der uns alle Worte nimmt, weil er uns auch ohne sie versteht. Wir wollen staunen, uns überwältigen lassen. Wir fiebern der nächsten Reise entgegen, dem nächsten einmaligen Erlebnis, dem nächsten schicksalshaften Treffen. Immer in der Hoffnung, ihn zu finden, den einen Moment, den wir durch Sprache nicht mehr fassen können. In ihm liegen die Demut und die Bescheidenheit, die uns Menschen verbinden - mit uns selbst und miteinander, mit dem Leben in all seinen Formen.

Aber die Sprachlosigkeit erzählt auch von unserer alten Angst vor der Härte der Wirklichkeit, ja vor dem Leben selbst. Wie viele Menschen ertragen es nicht, die Bilder der vergangenen und andauernden Kriege zu betrachten, wie viele meiden die Nachrichten, die von Leid und Gewalt und Ungerechtigkeit berichten? Wir fürchten die Sprachlosigkeit, die uns ergreift, wenn wir damit konfrontiert werden, denn sie ist Machtlosigkeit. Und das Gefühl des Ausgeliefertseins, es nimmt uns nicht nur die Worte sondern auch die Hoffnung, wenn das Weltgeschehen haltlos in menschliche Abgründe zu stürzen droht. Wir stehen sprachlos, wenn uns die eine Erinnerung aufgezwungen wird, die beängstigend, erdrückend oder unglaublich befreiend wirken kann. Die Erinnerung daran, dass wir weder die Mitte noch das höchste dieser Welt sind, dass wir uns vielmehr um eine unsichtbare, uns alle übersteigende Mitte bewegen. Manche nenne es Gott, andere



sprechen vom Universum und von Energien und wieder andere von der Wissenschaft und ihrer Biologie, kurz: Es gibt etwas wichtigeres, höheres als uns. Das allein muss uns aber nicht die Sprache verschlagen, denn es bedeutet nicht, dass wir unwichtig werden. Im Gegenteil, wir sind ein Teil von etwas Größerem, in dem wir eine bedeutende Rolle spielen können - nur eben nicht bedeutender als andere.

Für viel zu viele Menschen ist das unglaublich schwer zu ertragen. Sie fürchten vergessen und übergangene zu werden und dass der Begriff Nächstenliebe vielleicht nur der Forderung nach Selbstaufopferung als Schleier dient. Derweil lässt sich die Selbstliebe gerne zum Schleier machen, wenn sie auf jenen Zeitschriften-Covern in einen Trend verwandelt wird, die von einem gesunden Maß Egoismus sprechen, das wir brauchen, um endlich für uns selbst einzustehen. Als wäre Selbstbezogenheit der richtige Weg, um zu lernen, auch mal Nein zu sagen. Egoismus ist nicht gesund, niemals. Und er ist vor allem keine Selbstliebe, weil Egoisten sich eben nicht selbst lieben. Was wir wirklich brauchen ist Respekt vor dem eigenen Selbst und vor anderen. Beides geht nicht ohneeinander. Und Selbstfürsorge, die auch eine gesunde Beziehung zur Mitwelt einschließt, die geprägt ist von Anteilnahme und Empathie.

Entfernen wir uns mit diesen Gedanken vom Thema des Textes? In keinem Fall, denn hier finden zwei Punkte zueinander, die unweigerlich miteinander verbunden sind. Es geht um unsere eigene Sprachlosigkeit angesichts der Krisen in dieser Welt. Angesichts des Bösen, das seinen Ursprung in einer gestörten Beziehung zur Mitwelt hat, die der Vorstellung entspringt, gewisse Menschen seien geringer zu schätzen als andere und der gleichzeitigen Überzeugung, die eigenen Interessen seien von höherem Stellenwert. Es beginnt immer mit einer Form von Egoismus. Das Üble, das aus ihm erwächst, das schließlich macht uns sprachlos. Und diese Sprachlosigkeit wiederum ist der größte Trost im Angesicht von Rücksichtslosigkeit und Ignoranz. Wenn wir uns unter Tränen fragen, wie wir denn im Angesicht der brennenden Krisenherde noch an das Gute glauben können, dann müssen wir nur in den Spiegel sehen, den Blick der traurigen Augen erwidern. Da ist es doch, das Gute, das in uns Menschen erzittert. All die Schreckensmeldungen die uns zum Weinen und zum Schweigen gebracht haben, sie alle zeigen uns, dass wir nicht so abgestumpft sind, wie wir vielleicht glauben, gegenüber dem Unmenschlichen.

Unmenschlichkeit, eines der besten Wörter, die eine Sprache haben kann, weil es eine ganz klare Vorstellung davon vermittelt, wer wir eigentlich sind. Oder wer wir sein wollen. Denn wir versagen auch an uns selbst, an der Menschlichkeit. Aber verloren ist sie nicht, solange uns das nicht kalt lässt und uns noch erreicht, im Steckenbleiben einer Stimme. Eine lautlose Warnung: Hier läuft etwas ganz falsch und nicht im eigentlichen Sinne von uns Menschen. Wenn wir unsere Sprachlosigkeit auf diese Weise betrachten, kann Ohnmacht zur Hoffnung werden, eine kraftvolle Verwandlung.

Wir müssen die Sprachlosigkeit nicht fürchten, nicht um ihrer selbst Willen. Sie zeigt uns, dass wir Menschen sind und keine Götter, dass wir weder die Welt noch die Menschen beherrschen. Zu fürchten ist der Egoismus, aus dem sie entspringt, der ihr vorangeht und der uns in seiner alltäglichen Gegenwart leider viel zu selten sprachlos macht. Der Egoismus, der die eine Menschheit in Stufen mit unterschiedlichem Wert einteilt und den Gemeinsinn untergräbt. Krisen beginnen dort, wo die eine Welt in viele kleine Welten



zerlegt wird und die Verbundenheit aller sich auflöst. Und an all diesen Orten stehen die Menschen mit erfrorener Stimme vor Trümmern und Ruinen, zwischen denen kein Platz für Siege bleibt. Jedes Wort ist zu viel und nicht genug. Wir glauben, nie wieder sprechen zu können. Aber das ist noch nie passiert, weil wir in der Stille die Stimme des Lebens gehört haben. Sie erinnert uns daran, dass noch immer die Menschlichkeit triumphiert, denn für das, was ihr nicht entspricht, finden wir keinen Ausdruck. Wir können die Sprachlosigkeit als einen stummen Aufschrei des Menschlichen verstehen, als seine eigene Sprache und gemeinsam können wir die Worte finden, um dafür zu kämpfen.